Männer aus der Werkstatt in die Volksvertretung zu entsenden, mit denen gern für des Volkes und des Landes Wohl zusammen gearbeitet würde. Die Betätigungen des kaiserlichen Rates durfte schwer sein, zumal bei der Diätenlosigkeit der Reichstagsabgeordneten. Soll praktisch etwas erreicht werden, so muß eine Bewegung erst in die Arbeiterwelt getragen werden. Die National-Sozialen, die das Rezept [illegible] wieder beantworten, sind die allerungeeignetsten dazu: sie bilden als Ueberläufer(?) nur den überflüssigen Schwanz der Sozialdemokratie. Ein deutsch-nationaler Arbeiterbund, ähnlich wie er in Böhmen sich bewährt, müßte angeregt und aufgebaut werden. Und der Fall Krupp, wie das jüdische Unwesen im Reichstage geben wohl Anlaß, manchen Arbeitern die Augen zu öffnen. Doch davon ein andermal.

Die bankrotte Reformpartei als die Organisatorin eines deutschnationalen Arbeiterbundes! Das ist schon mehr Galgenhumor!

Der Anzeiger beschränkte sich zur Abwehr des Vorwärts, aus der er eine Stelle zitiert, zu bemerken:

Der Vorwärts unterdrückt dabei die Thatsache, daß die Arbeiterdeputation eine hinter ihr stehende Menge vertreten hat.

Was es mit dieser „Menge“ auf sich hat, das konnten unsere Leser schon aus der Korrespondenz unseres Breslauer Mitarbeiters sehen, die wir noch vor der Kaiserrede veröffentlichten. Jetzt entnehmen wir dem Breslauer Parteiblatt, der Volkswacht, noch folgende Einzelheiten:

Jeder Arbeiter wurde einzeln in das Bureau des betreffenden Meisters gerufen. Eine Besprechung der Arbeiter unter sich war also nicht möglich. Wie da die wunderbare Uebereinstimmung(?) zustande kam, mögen folgende Beispiele zeigen. Einer unserer Genossen, der gar nicht daran dachte, das „Tischtuch zu zerschneiden“, wurde als erster in das Bureau des Abteilungswerkmeisters gerufen. Als ihm das Schriftstück vorgelegt wurde, erklärte er, das könne er nicht unterschreiben, da er dann seine Gesinnung verleugnen müßte. Der Meister sagte ihm, es bestehe kein „Zwang“. Der Mann ging. Andere von der Abteilung waren weniger fest und unterschrieben. Noch zweimal wurde unser Freund gerufen, ob er denn der einzige sein wolle? Dann trat ihm das Elend der Tausende vor Augen, die schon heute in unserer Stadt als Arbeitslose vorhanden sind und — auch er setzte seinen Namen auf die Liste, nicht ohne hinzuzufügen: „Nu, meinetwegen, eine Lüge bleibt es ja doch, wenn ich unterschreibe!“ — Ein Handwerker, der ebenfalls „freiwillig“ unterschreiben sollte, fragte den Meister: „Muß denn das sein?“ Worauf ihm die bezeichnende Antwort zu teil wurde: „Ein Zwang besteht nicht, aber die Folgen habt Ihr zu tragen!“ Dieser Freund blieb trotzdem fest und weigerte sich, mitzumachen. Viele andere haben es ihm gleich gethan. In einer Werkstatt, in welcher 49 Arbeiter beschäftigt sind, unterschrieben 24, während 25 sich weigerten. In einer anderen weigerten sich 20, während nur 10 unterschrieben. In noch anderen Abteilungen fanden sich einzelne, die mannhaft ihre Gesinnung bekundeten. Auch von den Unterzeichnern kamen noch am Dienstag viele zu [illegible] Parteigenossen und klagten über die Zwangslage, in der sie sich befinden. Jahrelang gehören sie der Partei an und müssen nun unter dem Druck der Verhältnisse sie verleugnen! Wurde doch auch offiziell das Gerücht kolportiert, der Direktor Baurat und Stadtverordneter Grund habe gesagt: Zweitausend Arbeiter-Unterschriften müssen zusammenkommen!

Selbst bürgerliche Blätter sind über diesen Schwindel entrüstet und empört. So schrieb die Breslauer Morgenzeitung Mitte voriger Woche:

Es wird sich dasselbe Schauspiel wiederholen, welches wir in Breslau vor Jahren schon einmal erlebt haben, daß eine mit Sozialdemokraten reich durchsetzte Arbeiterschaft dem Landesfürsten als reaktionstreue Gemeinde vorgeführt wird. Damals erhielt der Impresario dieser Loyalitätskundgebung den Roten Adlerorden 4. Klasse, die „patriotischen“ Arbeiter aber schmausten selbigen Tages das Freibier und Wiener Würstchen, ohne sonst am Heil Herzens und ihrer Ueberzeugung irgend einen Schaden zu nehmen. Wir meinen, solche Veranstaltungen, bei denen man sich doch sagen müßte, daß sie niemals ein würdiges und wahres Bild dessen geben, was thatsächlich ist, sollten lieber unterbleiben. Sie sind nichts anderes als ein trauriges Gaukelspiel, das die patriotische Liebedienerei inszeniert und „dem die Unterlagen der großen Massen die Statisten stellt“.

Mit diesen Worten aus der Feder eines anständigen Bourgeois wollen wir diese Uebersicht und Betrachtung schließen. Diesen treffenden Worten — die doppelt beweiskräftig sind, weil sie vom Gegner kommen — ist nichts mehr hinzuzufügen.

Politische Uebersicht.

Eine Auflösungs-Aera

für sozialdemokratische Protest-Versammlungen scheint gekommen. Zu der aufgelösten Versammlung in Dresden-Neustadt kommt jetzt eine in Breslau. Unser dortiger Korrespondent schreibt uns:

Aufgelöst wurde die Protestversammlung der Breslauer Arbeiter gegen die Reichstagsvorgänge und die Breslauer Kaiserrede. Die Auflösung der über zweitausendköpfigen Versammlung erfolgte vor Eröffnung derselben, weil angeblich die Anmeldung bzw. die Bescheinigung nicht in Ordnung war. Die Erregung war groß, doch vollzog sich die Räumung des Saales in Ruhe.

Es kann der Arbeiterschaft nicht dringend genug angeraten werden, bei solchen und ähnlichen Vorkommnissen, die die nächste Zeit bringen mag, kühle Besonnenheit zu bewahren, wie die wackeren Breslauer Proletarier! Geben wir niemandem Anlaß zu wohlfeiler „Staatsrettung“, sorgen wir dafür, daß der [illegible] Kampf nicht unnötige Opfer fordert! Entschlossenheit — aber gepaart mit Besonnenheit —, das ist's, was die Situation erfordert!

Polizeilich zensierter Patriotismus!

Die Breslauer Volkswacht macht die hochinteressante Mitteilung, daß die „warmempfundenen patriotischen Worte“ des Vorschmieds Klammt, die er im Namen der „Tausende von Arbeitern“ an den Kaiser richtete, vorher — dem Herrn Polizeipräsidenten zur Korrektur eingereicht werden mußten und daß dieser eine Aenderung daran vorzunehmen für zweckmäßig erachtete.

Das hätte nicht verraten werden sollen — denn dadurch verliert die „imposante spontane“ Kundgebung!

Deutsches Reich.

Berlin, 8. Dezember. Eine Korrespondenz meldet, in Parlamentskreisen verlaute, daß die von der Mehrheit geplante Umänderung der Geschäftsordnung des Reichstages, wonach das Wort zur Geschäftsordnung nur nach dem freien Ermessen des Präsidenten und nicht länger als auf die Dauer von fünf Minuten erteilt werden soll, nur als ein vorübergehendes Mittel zur Niederwerfung der Obstruktion gedacht ist. Wenn der Zolltarif erledigt sei, würden die Mehrheitsparteien selbst wieder den Antrag auf Wiederherstellung der alten Geschäftsordnung stellen. — Auf dieses Versprechen wollen wir lieber nicht bauen. Ein Gesetz ist leichter verschlechtert als verbessert und Verschlechterungen haben erfahrungsgemäß die unangenehme Eigenschaft, sich zähe zu behaupten.

— An Stelle des aus der Geschäftsordnungskommission ausgeschiedenen [illegible] Büsing ist Hofmann (Dillenburg) in die Geschäftsordnungskommission gewählt worden.

— Der Reichstagsabgeordnete Rößicke-Dessau, bisher wild-liberal, hat sich offiziell der freisinnigen Vereinigung angeschlossen.

Recht und Geschäftsordnung. Genosse Singer hat an den stellvertretenden Vorsitzenden der Geschäftsordnungs-Kommission, den Abgeordneten Roeren (Zentr.) folgendes Schreiben gerichtet:

Berlin, 8. Dezember 1902.

Geehrter Herr Abgeordneter!

Die Mehrheit der Mitglieder der Geschäftsordnungs-Kommission hat den Antrag Gröber und Genossen: Drucksache 785 unterzeichnet.

Dieser Antrag beabsichtigt, an die Stelle des Rechts die Willkür zu setzen. Statt bestimmter Rechtsnormen soll die Diktatur herrschen.

In einer Kommission, deren Mehrheit bereit ist, die Handhabung der Geschäftsordnung nicht mehr an Rechtsbestimmungen zu binden, sondern dieselbe dem „freien Ermessen des Präsidenten“ zu überliefern, vermag ich nicht weiter als Vorsitzender zu fungieren.

Indem ich hiermit den Vorsitz in der Geschäftsordnungs-Kommission niederlege, bitte ich Sie ergebenst, die Leitung der Kommission bis zur Wahl eines Vorsitzenden gefälligst übernehmen zu wollen.

Hochachtend
P. Singer.

Auch eine Wirkung! Der Vorwärts schrieb am Sonntag: Die Wirkung der Hetze, die ärger als zur Zeit des Sedanrummels und des Zuchthauskurses gegen uns im Schwange ist, soll heute einmal durch ein paar nüchterne Zahlen beleuchtet werden. Innerhalb drei Wochen hat sich der Stand der festen Abonnenten unseres Blattes um fünftausend vermehrt. Der Straßenverkauf aber hat an einigen Tagen die bis dahin unerhörte Höhe von dreiundzwanzigtausend Exemplaren erreicht. Dies Resultat eines niederträchtigen Feldzuges der Scharfmacherpresse ermutigt uns, unseren Feinden zuzurufen, nur in bisheriger Weise weiter zu wirken. Der Bevölkerung Berlins, vor allem der Arbeiterschaft, aber drücken wir hiermit für ihre auch in diesen erregten Tagen bewiesene Hingebung unsern Dank aus. Das Proletariat wird uns weiter auf dem Posten finden!

Möge auch das sächsische Proletariat die günstige Zeit ausnützen. Die schneidigste Waffe der Arbeiterschaft, die Arbeiterpresse, gilt es mit zu fördern!

Der Kaiser hat die neuesten „Arbeiter“-Kundgebungen bzw. Telegramme aus Essen, Bochum und Kiel mit Telegrammen beantwortet, worin abermals die Sozialdemokratie angegriffen wird. — Neues sagen diese Depeschen weiter nicht.

Die Protest-Bewegung gegen den Rechtsumsturz im Reichstag greift gewaltig um sich im Reiche. Aus München, Spandau, aus Leipzig (siehe Sächsische Angelegenheiten), aus Stuttgart und aus verschiedenen kleineren Orten werden gewaltige Protest-Versammlungen gemeldet.

Der Fall Baltrusch. Die Ostdeutsche Volksztg. zu Insterburg veröffentlicht eine umfangreiche Berichtigung des Generalkommandos des 1. Armeekorps zum Falle Baltrusch. Daraus geht hervor, daß der in der Nacht vom 7. auf den 8. August in Gumbinnen durch Sturz aus einem Fenster der Artilleriekaserne ums Leben gekommene Kanonier August Baltrusch sein Ende durch einen in der Trunkenheit selbst verschuldeten Unglücksfall gefunden hat. Die neuerdings auf Grund der Veröffentlichungen der Ostd. Volksztg. eingeleitete Untersuchung wurde aus diesem Grunde wieder eingestellt.

Es ist erfreulich, daß also keine Soldatenmißhandlung vorliegt. Verwunderlich ist an der Affaire aber, daß die Frau des Verunglückten in so völliger Unkenntnis über die Ergebnisse der amtlichen Feststellungen gelassen wurde. Von ihr stammt bekanntlich der Brief, den die Ostd. Volkszeitung als Unterlage für ihre Anschuldigungen nahm. Nach diesem Brief haben der Frau die Vorgesetzten des Baltrusch selbst von einer Mißhandlung ihres Mannes gesprochen, die seinen Tod zur Folge hatte. Die Vorgesetzten müssen damals also falsch informiert gewesen sein. Wenn später falsche Darstellungen in die Presse gelangten, so hat sich die Militärbehörde das selbst zuzuschreiben, da sie die Frau nicht aufklärte.

Der übereifrige Staatsanwalt. Die Münchner Post berichtet: Ein schwerer Mißgriff, der für den Beteiligten, einen jungen Tischlergesellen, von sehr schlimmen Folgen war, fällt dem Ersten Staatsanwalt am Landgericht Traunstein (Bayern) zur Last. Er ließ durch Ausschreibung im Polizeiblatt den Tischlergesellen Ferdinand Bodisch aus Preßburg wegen des Verdachtes, in Berchtesgaden einen Einbruchsdiebstahl ausgeführt zu haben, verfolgen. Etwa ein Jahr nach der erwähnten Ausschreibung wurde Bodisch in Wetzikon bei Zürich aufgespürt, in der Werkstätte verhaftet und an die kantonale Polizeibehörde in Zürich abgeliefert.

Bodisch, ein organisierter Arbeiter, rief den Verband an, der dem Verhafteten einen Anwalt zur Seite stellte. Dieser konstatierte sofort die Unschuld des jungen Mannes, da Bodisch zur Zeit des ihm zur Last gelegten Verbrechens nicht mehr in Berchtesgaden, sondern, wie seine Papiere auswiesen, in Prien am Chiemsee in Arbeit stand. Von dieser Thatsache wurde der Traunsteiner Staatsanwalt verständigt und ersucht, die Verfolgung gegen Bodisch aufzuheben. Das nutzte aber nichts. Er verlangte, daß Bodisch ausgewiesen und ihm vorgeführt werde. Dies geschah, nachdem der Arbeiter 26 Tage lang in einem feuchten Gelaß inhaftiert gewesen war. Für die „Reise“, die vier Tage dauerte, wurde er an Händen und Füßen gefesselt, und da Bodisch von der Arbeit weg abgeführt ward und nur ganz leicht gekleidet war, hatte er auch unter der inzwischen eingetretenen Kälte sehr zu leiden. Da, bei der ersten Vorführung in Traunstein, wurde dem Bedauernswerten eröffnet, daß man leider wahrnehmen müsse, daß ihm Unrecht geschehen sei. In wenigen Zeilen bestätigte der Erste Staatsanwalt, daß Bodisch außer Verfolgung gesetzt ist. Mit diesem Stück Papier ließ man darauf den armen Teufel laufen. Und nur ein Gerichtssekretär war so human, dem Opfer einer voreiligen Justiz einen Havelock leihweise zu überlassen. Bodisch wandte sich zuerst nach Berchtesgaden, um dort bei der Gendarmerie, deren Anzeige er sein Mißgeschick zu danken hat, wenigstens an Entschädigung soviel zu erhalten, um wieder nach der Schweiz an seine Arbeitsstätte zurückzukehren. Da kam er aber schön an. Man sagte Bodisch, daß sich jedermann gefallen lassen müsse, verhaftet zu werden. Er sei ein hochgewachsener Mensch, und weil der Einbrecher vermutlich auch sehr groß sein müsse, darum sei der Verdacht auf ihn gefallen. Bodisch wandte sich nach München, wo er infolge der erlittenen Unbill das Krankenhaus aufsuchen mußte. Nach vier Tagen dort wieder entlassen, glaubte er von der österreichischen Gesandtschaft soviel unterstützt zu werden, um wieder nach Wetzikon zurückfahren zu können. „Das könnte jeder verlangen“, wurde ihm seitens dieser Stelle zur Antwort. Und mit dem Rate, den Weg zu Fuß zu machen, wurde der hungernde und frierende Mensch auch an dieser Stelle fortgeschickt, wo er bestimmt Hilfe erwartet hatte.

„Aber die Hauptsache ist doch, daß wir uns als treue Christen bewähren und auf die Ewigkeit vorbereiten.“

„Sollen wir deshalb versauern?“ versetzte unwillig der Pfarrer. „Die beste Vorbereitung heißt, unser Erdenleben edel und schön gestalten .... Ich sage Ihnen, reich sein und den Reichtum würdig gebrauchen, das ist ein schweres, großes Amt, und es bedarf dazu einer sorgfältigen Erziehung.“

Das alte Fräulein hätte wohl noch ein paar Bibelstellen anführen können, aber einstweilen war sie so bestürzt, daß sie nichts mehr sagte. Stumm saß sie da und überlegte mit Schrecken, wie anders die Ansichten dieses Pfarrers waren als ihre eigenen.

„Ein Leipziger Pastor würde nicht so sprechen!“ dachte sie.

„Ich denke also, liebe Freundin,“ meinte der Geistliche in halb lustigem Ton, „wir rufen unser Kind herein, und teilen ihm sein Schicksal möglichst schonend mit.“

Aber da fuhr die Tante auf.

„Nein, bitte! Ich muß Sie dringend ersuchen, mir das zu überlassen. Und ich bin der Meinung, das Kind darf nichts erfahren. Es könnte das größte Unheil daraus entstehen.“

„Das größte Unheil wird entstehen, wenn Ihre Nichte nichts davon erfährt.“

„Die Verantwortung nehme ich auf mich. Bitte, Herr Pastor, ich nehme Sie beim Wort. Sagen Sie ihr nichts.“

„Natürlich nicht, wenn Sie es wünschen. Aber ich habe Sie gewarnt.“

„Das arme Ding,“ meinte kopfschüttelnd die Frau Pastorin. „Sie könnte so glücklich sein und macht sich in einem fort Gedanken.“

Doch da Fräulein Felsche aufgestanden war, trennte man sich, und die Tante sagte noch zuletzt:

„Ich will mit dem lieben Gott zu Rate gehen, was der mir eingiebt. Dies war auch immer der Trost meiner teuren Mutter.“

Als sie nun ausgestreckt in ihren Federn lag, ging sie mit dem Gott zu Rate, der auch ihrer Mutter ein und Alles gewesen: dem alten Wollstrumpf voll Geld.

Sie saß noch lange wach in ihrer Kammer und brütete darüber, daß bei der Million ihrer Nichte so viel Mansfelder Aktien waren, die keine Dividende gaben, und daß der Zinsfuß überhaupt immer mehr sank. Und dann, was wurde schließlich aus dem Geld? Nelly erbte zwar nach ihrem Tode eine zweite Million. Aber wenn sie sich einmal verheiratete und dann vielleicht vier Kinder bekam — mehr würden es hoffentlich nicht! —, so machte das auf jedes nur eine halbe Million. Und wenn das wieder in die Kindeskinder geteilt wurde, wieviel mehr blieb dann, als gerade, um nicht zu verhungern!

Und da sollte man nicht sparen und mehren, sondern das Geld zu all dem Firlefanz vergeuden, von dem der Pastor sprach? So hatte es ihre Schwester gemacht, aber wie weit war diese gekommen!

Und dann fiel ihr noch etwas ein.

Wenn das Kind jetzt von seinem Vermögen erfuhr, so konnte es sich ihrer Leitung entziehen. Der Vormund in Leipzig aber, der Justizrat Schlesser, bekümmerte sich um sein Mündel nur soweit, als er es vor den Gesetzen nötig hatte. Er würde gewiß keinen Widerspruch erheben, wenn Nelly den ganzen Betrag ihrer Zinsen verausgabte.

Bei dieser Vorstellung fing der Kopf der alten Jungfer zu zittern an, und es wurde ihr glühend heiß unter der Decke.

Ueber dreißigtausend Mark hinauswerfen! Das sollte ein junges achtzehnjähriges Ding thun. Und wofür? Nach der Meinung dieses Pastors sollte sie wohl ein Museum gründen, Sänger zu Tisch laden und hungrigen Künstlern Bilder abkaufen?

Fräulein Felsche faltete ihre kurzen Finger und sagte halblaut: „Nein, nein! Nichts sagen! Warten! So etwas wird immer noch viel zu früh gesagt ... Und dann hier nur heraus! O Gott, o Gott, was sind das für Ansichten hier! Aber schließlich ... was kann man auch von einem Landpastor, der selbst nichts hat als seine paar Groschen Gehalt, Besseres erwarten?“

Dann murmelte sie ihr gewöhnliches Nachtgebet und empfahl sich und ihren Geldsack der Gnade des Herrn.

Nach zwei Tagen reiste Nelly mit ihrer Tante ab.

Der Pastor hatte mit dem jungen Mädchen noch eine kurze Unterredung. Er gab ihr die besten Wünsche für die Zukunft mit. Nach einigem Zögern sagte er dann, daß er hoffe, sie würde gut auskommen mit der Tante, ihrer neuen Beschützerin; sollte sie mit ihr jedoch über eine wichtige Lebensfrage uneins sein, so möge sie sich nur an den Vormund wenden, der ihr rechtlicher Beschützer und Berater sei. Und für den Fall gab er ihr dessen Adresse mit.

Der Abschied fiel dem jungen Mädchen schwerer, als sie gedacht. Denn ein unklares Gefühl sagte ihr, daß sie sobald nicht wiederkehren würde. Am Vorabend ging sie noch einmal durch den weiten Garten auf die Landstraße und zur Saale hinunter. In diesem kleinen Umkreis hatte sich bis jetzt ihr Leben abgespielt. Und am glücklichsten war die Jugendzeit gewesen, als sie an heiteren Sommertagen mit ihrem Gefährten Peter die geheimnisvoll schönen Spiele getrieben hatte voll Einfalt und Phantasie.

Heut an diesem schwermütigen Winterabend waren alle die fröhlichen Stätten im Schnee begraben. Der Gravensteiner Apfelbaum war von der weißen Last fast verdeckt. Die sonst so glitzernde grundhelle Saale wälzte gurgelnd ihre schwarzen Fluten, und wo früher Bachstelzen auf weißen Steinen getrippelt waren, hockten nun unheimliche Raben. Hüben und drüben die Ufer aber, die geblümten Wiesen, die wogenden Kornfelder lagen alle in einförmiges Grau gehüllt, und alle Buntheit der Farben hatte die winterliche Welt verlöscht.

Traurig blickte das junge Mädchen umher. Auch in ihrem Herzen hatten die Jahre des einförmig einsamen Lebens über die fröhliche, bunte Jugendzeit graue Schleier gebreitet. Aber darunter lebten doch immer noch die Erinnerungen ... Und als dann die Sonne unter den schweren Wolkenmassen hervorbrach, mit einmal die ganze Landschaft in ahnungsvolle Gluten tauchend: da kehrte auch der keimende Mut wieder in Nellys leichtbewegtes Herz zurück. Dorthin, wo die Sonne schien mit heiterem Glanz, ging jetzt auch ihre Fahrt. Dort würde Frühling sein! Dort würde sie den alten Freund wiederfinden und die neue Fröhlichkeit. (Fortsetzung folgt.)

SLUB Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id416950779-19021209/2
gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG